



„Das richtige Stück am richtigen Ort“

Theater in der Josefstadt. Heute hat „Das Vermächtnis“ Premiere – eine in vielerlei Hinsicht bemerkenswerte Premiere. Regisseur Elmar Goerden über das Leid der Aids-Epidemie und Verletzlichkeit am Theater



Interview

VON GEORG LEYRER

Es ist ein riesiges Unterfangen – für alle Beteiligten. Ab heute zeigt die Josefstadt das international mehrfach prämierte Generationenstück „Das Vermächtnis“ von Matthew López. Die groß angelegte Erzählung begleitet vier Generationen schwuler Männer und deren Leben in New York zwischen Selbstermächtigung, Aids-Epidemie und dem Blick der heutigen Generation auf diese Kämpfe. Mit allem auch Bitteren, was zu dieser Geschichte dazugehört: Die Josefstadt weist auf behandelte Themen wie sexualisierte Gewalt, Suizid und Drogenmissbrauch hin. Das mit Pausen siebenstündige Werk (Regie: Elmar Goerden) basiert lose auf E. M. Forsters Aristokraten-Roman „Howard's End“ (1910).

KURIER: „Howard's End“ kennt man als üppig ausgestatteten Historienfilm. Was hat das damit zu tun?

Elmar Goerden: Es ist das Lieblingsbuch von Matthew López. Er nahm es als Bauplan für sein Stück, er hat die Figurenkonstellationen übernommen, manche Namen. „Howard's End“ war für ihn ein Erweckungserlebnis.

Weil Forster selbst homosexuell war – und ungeoutet?

Er hat den ersten explizit schwulen Roman geschrieben, „Maurice“. Den hat er aber, testamentarisch verfügt, in seiner Schreibtischschublade liegen lassen. Gerade in der schwulen Community gab es immer starke Glaubenskriege zu Forster: Er galt als einer der Vorreiter, als Bezugspunkt. Aber im Gegensatz zu vielen anderen, die in den 1960ern schon für die Schwulenrechte gekämpft haben, hat er sich nie geoutet.

Das scheint ja das zentrale Thema in „Das Vermächtnis“ zu sein – weniger die Aufarbeitung der Aids-Epidemie, sondern die Komplexität und die Nuancen, mit denen die verschiedenen Generationen der homosexuellen Männer aufeinander schauen, einander auch bewerten.

Völlig richtig! Das nur anhand des Aids-Themas anzuschauen, unterschlägt die Komplexität des Stücks. Es geht im Grunde um vier Generationen und ihren Umgang miteinander, ihre Kultur, ihre Herausforderungen. Etwa die Generation, die in den 60er- und frühen 70er-Jahren in New York oder San Francisco angefangen hat, offen schwul zu leben. Und das noch unter extrem schwierigen Bedingungen.

Die aber werden von der jüngeren Generation weniger gefeiert denn sehr streng, eigentlich kritisch bewertet.



Nils Arztmann, Raphael von Bargen und Julian Valerio Rehrl in „Das Vermächtnis“ – Premiere ist am heutigen Samstag



AP/GEORG HOCHMUTH

Regisseur Elmar Goerden:
 „Es geht um uns alle“

Aids am Anfang „Gay Cancer“, Schwulenkrebs.

Das war damals auch schon ein rechter, gegen Schwule gerichteter Kampfbegriff.

Ja. Man kann sich gar nicht mehr vorstellen, was für ein Riesending es war, als Lady Diana im Spital einen Aids-Kranken umarmte. Die Generation danach ist dann ganz anders aufgewachsen, mit Safer Sex, quasi umstellt von Aufklärungsbroschüren. Und die jüngste Generation im Stück, die Mitte-20-Jährigen, haben ein ganz anderes historisches Bewusstsein.

Welches?

Die wissen schon, dass es das gab und gibt. Aber da geht es dann auch um Partikularinteressen innerhalb der schwulen Community. Es gibt sehr starke Fraktionierungen mit eigenen Ausschlusskriterien. Bis hin zu einer wirklich manchmal erstaunlichen Intoleranz gegenüber Leuten, die nicht genau in dieses Gruppenschema passen.

Der Tod macht jedenfalls keinen Unterschied.

Es gibt diese Szene kurz vor Schluss, in der eine Mutter ihren Sohn im Sterben begleitet. López nimmt sich dafür die Zeit, die es braucht, das Sterben ihres Kindes minutios zu beschreiben. López spannt einen großen zeitlichen Bogen – und beherrscht ihn auch.

Auch auf die Besucher wartet – mit mehr als sechs Stun-

den Spielzeit – ein großer zeitlicher Bogen. Das ist wie Binge-Watching von Serien.

Na hoffentlich! Serien haben einen großen qualitativen Schritt gemacht. In London arbeiten alle großen Dramatiker inzwischen im Writer's Room von Serien. Und das ist ja kein Sechs-Stunden-Heiner-Müller-Marathon, wo man stundenlang zur Ader gelassen wird. Da ist eine Menge Schaulust dabei.

Apropos Besucher: Es gab Zeiten, da galt das Josefstadtpublikum als besonde-

res konservativ. Erzählt man das alles hier anders?

Nein! Aber es stimmt, das ist kein Selbstläufer in diesem Theater. In München oder in Berlin, wo ich herkomme, ist es kein Risiko, so ein Stück zu machen. Hier in der Josefstadt ist es eines. Ich bin Herbert Föttinger sehr dankbar, dass er das vorgeschlagen hat. Es ist das richtige Stück zur richtigen Zeit am richtigen Ort. Und meine Erfahrung mit dem Josefstadt-Publikum ist auch eine ganz andere.

Welche?

Eine gute! Es ist wichtig, dass man nicht sagt, es ist ein schwules Stück für ein schwules Publikum. Natürlich geht es an manchen Stellen explizit um schwule Inhalte und auch um schwule Sexpraktiken. Aber es geht um uns alle. Um Treue. Es geht um Ehe. Es geht um Beständigkeit, Verletzlichkeit. Das Sich-Betrügen. Das ist total menschlich. Und anders ist der Erfolg des Stücks auch nicht zu erklären. Und auch das Interesse der Schauspieler: Ganz viele wollten bei dem Stück mitmachen.

Obwohl es ein langer Probenprozess war.

Wir sind seit November zusammen, da ist viel auch Äußeres reingefallen. Die Entwicklungen in den USA nach der Wiederwahl von Trump ... Das Stück handelt vor der ersten Wahl Trumps, die Stimmung ist: Klar, Hillary Clinton wird Präsidentin. Das Stück war da prophetisch, auch darin zu zeigen: Minderheitenrechte sind nicht in Stein gemeißelt, die kann man ganz schnell wieder verlieren. Die ältere Generation sagt in dem Stück auch: Passt auf, dass euch das nicht wieder aus der Hand genommen wird. Wir haben das alles vom Probenraum aus miterlebt.

Wie beeinflusst das?

Ganz wunderbar finde ich an dieser Unternehmung, dass zum ersten Mal wir Männer angehalten sind, die komplette Klaviatur der Emotionen zu spielen. Das, was sonst immer bei den Frauenrollen bestellt und geliefert wird: Fragilität, Verletzlichkeit, tiefer seelischer Schmerz. Das war für die Männer eine Entdeckung. Und es gibt in diesem Stück, was ich sehr wohltuend finde, keinen einzigen Vertreter irgendeiner Art von toxischer Männlichkeit. Das macht etwas mit dem Probenklima.

Apropos: In der Zeit wurden auch die Vorwürfe gegen Josefstadt-Direktor Herbert Föttinger öffentlich. Wie schauen Sie darauf?

Mich betrifft es natürlich in gewisser Weise nur am Rande: Ich habe immer das Privileg des Gastes. Meine Arbeit hier in der Josefstadt ist immer ein bisschen isolier. Mein Anspruch an mich selber ist, beim Proben mit allen einen vollkommen angstfreien Raum zu schaffen. Es gibt bei mir keine Hackordnung, sonst geht so eine Arbeit auch nicht, zuminden nach meinem Dafürhalten nicht. Im Dienste der Kunst ist alles erlaubt? Diese Diskussion halte ich nicht aus. Das ist nicht meine Herangehensweise. Es gibt keinen Zusammenhang zwischen Menschen schlecht behandeln und guter Kunst. Das ist Blödsinn.

Hintergrund: Die Geschichte von HIV

Wissen. Für viele beginnt die Geschichte von Aids Anfang der Achtziger. Damals berichtete die US-Gesundheitsbehörde von einer mysteriösen Krankheit. 1982 schlügeln Fachleute den Namen vor, unter dem die Erkrankung globale Bekanntheit erlangen sollte: „AIDS“ – als Abkürzung für „Acquired Immune Deficiency Syndrome“, die „erworbbene Immunschwäche“.

Tatsächlich ist das humane Immundefizienz-Virus, kurz HIV, welches unbehandelt Aids auslöst, wahrscheinlich schon 100 Jahre alt.

Forschende halten es inzwischen für sehr wahrscheinlich, dass HIV um 1900 erstmals von einem Tier auf einen Menschen, vermutlich einen Jäger in Afrika, übersprang. Die Geschichte des Virus ist längst nicht zu Ende erzählt. Bis heute kämpfen HIV-positive Menschen mit gesellschaftlichen Vorurteilen. Welche Therapien es heute gibt, schildert Katharina Grabmeier-Pfistershammer vom AKH Wien, anlässlich der Premiere von „Das Vermächtnis“ im KURIER-Gespräch auf KURIER.at/wissen.